

Axel Lawaczeck: Zwischen Hauptbahnhof und Fürstenwalde

Alles müffelt nach Herbst. Regenfeuchte aus den Mänteln der Reisenden kondensiert auf den Scheiben. Der Regionalexpress 3191 verlässt den Berliner Hauptbahnhof um 17:51 Uhr und beschleunigt in einer sanften Rechtskurve entlang des Spreebogens, vorbei an den erleuchtet wimmelnden Bürowaben der Glaspaläste und Ministerien. Der angestrahlte Reichstag durchbricht das Wolkenduster des Himmels, aus dem seit Stunden schwerer Regen fällt. Irgendwo da hinten der Fernsehturm. Dann noch Friedrichshain, Rummelsburg, am Müggelsee vorbei. Durch den Speckgürtel zum Grün der Vororte und dahinter endlich Fürstenwalde. Zuhause.

Franziska atmet auf, zum ersten Mal heute. Müde massiert sie ihre Schläfen, blickt leer auf die vorbei gleitende Hauptstadt. Ein echter Scheißtag in der Agentur. Meetings mit nöelenden Kollegen. Vorbereitung, Nachbereitung, Protokolle, E-Mails. Später ein anstrengender Kundenworkshop ohne Ergebnis, gefolgt von einem Gespräch mit einer jüngeren Kollegin, die kündigen will, weil sie keinen Bock mehr hat; keine Zeit für Mittagessen, Kekse zwischen hastigen Zigaretten. Später ein Auftraggeber am Telefon, der sich über zu hohe Kostenvoranschläge beschwert und kaum zu beruhigen ist. Was für ein Idiot. Es gibt so viele Idioten auf der Welt, und in Berlin ist ihr Hauptquartier.

Der Waggon schaukelt über den Drehgestellen, beruhigt sie und wie automatisiert gleitet ihr Blick durch das Sichtbare der Stadt hindurch ins Leere und in ein erschöpftes Starren. Selbst für ihr Smartphone ist sie zu müde.

Was war das nur für ein seltsamer Workshop gewesen – Arbeitstreffen mit einem Neukunden, den die Agentur vor einigen

Wochen bei einer Ausschreibung von sich überzeugen konnte. Ein bundesweit agierender gemeinnütziger Verein, der Spendengelder für karitative Projekte generieren möchte und dafür eine Werbekampagne braucht. Begonnen hatte es in aufgeräumter Atmosphäre bei Kaffee und Kanapees mit den üblichen Standards – wie lautet der Markenkern, was sind die Markenwerte, Key Benefits, wie lautet die zentrale Botschaft? Auf Kundenseite anwesend der Werbeleiter, eine Junior Strategin, ein Markenverantwortlicher. Die Agentur vertreten durch sie als Projektmanagerin, einen Art Director, einen Texter, dazu noch der zuständige IT-ler, der aber nie etwas sagt.

Während eines Brainstormings hatte man Dutzende bunter Zettelchen beschriftet und auf Flipcharts geklebt, darauf zentrale Begriffe zur Kommunikation der Unternehmensziele festgehalten, als wie aus dem Nichts eine philosophische Diskussion begonnen hatte, ausgerechnet von der Jüngsten in der Runde, der Junior Strategin auf Kundenseite, vom Stapel gebrochen. Ihr Begriff: Würde. Könnte das eine zentrale Botschaft sein? Helfen und karitative Projekte unterstützen, um die Würde jedes Menschen zu gewährleisten?

„Würde, hm – würde vorschlagen, wir machen dieses große Fass nicht auf“, hatte ihr Chef gespöttelt und alle zum Lachen gebracht. Doch seine junge Kollegin hatte nicht locker gelassen und so hatte sich eine Diskussion entwickelt, über die es fast zum Streit gekommen war.

Würde – da gibt's doch diesen Paragraphen. Alles greift nach den Smartphones und googelt. Aha, Grundgesetz, klar – die Würde des Menschen ist unantastbar – Ist ein schönes Wort, aber viel zu abstrakt – Was heißt denn Würde? – Die Realität ist doch eine andere. Würde ist überall antastbar, das ist ja das Problem, and

*nobody cares – Würde ist mit Freiheit verwandt – Würde braucht Engagement, der Paragraph muss mit Leben gefüllt werden, sonst sind es nur Buchstaben – nicht nur die Gesellschaft ist gefordert, sondern jeder Einzelne von uns – falsch, ist die Aufgabe des Staates, steht doch da: Die Würde zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt – Würde kommt von Wert, jeder Mensch ist wertvoll und hat deshalb eine Würde – Würde ist Luxus, die meisten sind schon viel zu sehr damit beschäftigt, einfach nur zu leben, über die Runden zu kommen – das ist banal! – gar nicht, sondern die Realität – Würde ist nur ein Wort – Blödsinn – Und dann sagt ausgerechnet der, der nie etwas sagt, nämlich der IT-ler, einen Satz, den sie ihm gar nicht zugetraut hätte, der sie in ihrem Inneren streift: *Seine Würde verliert man in dem Moment, indem man sie anderen nicht zugesteht.* Da war erst mal Schweigen am Tisch gewesen. Wenig später hatte man sich vertagt, greifbare Ergebnisse: keine.*

Nächster Halt Berlin-Friedrichstraße. Die Durchsage holt sie aus ihren Gedanken. Und plötzlich wird sie angesprochen:

„Wenn ich versuche, an den nächsten Stationen auszusteigen, würden Sie mich dann bitte daran hindern? Ich muss nämlich bis nach Frankfurt Oder.“

Franziska schreckt auf und schaut den älteren Mann irritiert an, der schräg gegenüber am Fenster sitzt und in seinen Händen nervös eine Mütze knetet: „Wie bitte?“

„Wenn ich versuche, an den nächsten Stationen auszusteigen, würden Sie mich dann bitte daran hindern? Ich muss nach Frankfurt Oder.“

„Ich verstehe Ihre Frage nicht. Warum sollten Sie aussteigen, wenn Sie bis nach Frankfurt Oder fahren möchten?“

Verunsichert schaut sich Franziska um. Was ist das nur für ein Tag heute? Warum ausgerechnet sie? Gibt es denn überhaupt keine normalen Menschen mehr? Hätte sie sich doch einfach nur woanders hingesezt. Nach einem solchen Tag sind abends alle Worte längst verbraucht. Niemand der anderen Reisenden nimmt Notiz vom seltsamen Gespräch zwischen dem untersetzten älteren Mann und der jungen Frau im Businesskostüm. Die meisten Passagiere im Zug sind Pendler wie sie selbst. Einige von ihnen kennt sie vom Sehen, wie sie fahren sie an jedem Werktag von Fürstenwalde zum Hauptbahnhof und abends zurück, je nach Verbindung in 43 oder in 47 Minuten. Morgens und abends ein kurzes Nicken des Erkennens am Bahnsteig, mehr passiert nie. Jetzt tragen viele Kopfhörer, die meisten schauen auf ihr Smartphone; einige wenige lesen in Büchern, andere schauen leer nach draußen.

Der Mann entnimmt seinem Portemonnaie einen Ausweis und zeigt ihn Franziska: „Ich bin schwerbehindert. Ich fahre diese Strecke einmal im Monat, um meinen Bruder in Wilmersdorf zu besuchen. Jetzt muss ich zurück. Ich leide unter einer Art Zwangsstörung. Manche Ärzte sagen auch, dass es eine Phobie ist. Es gibt ein kompliziertes lateinisches Wort dafür. Ich will immer aussteigen, am liebsten natürlich gar nicht erst einsteigen. Bekomme Fluchtgedanken. Ich kann nichts dagegen tun. Deshalb bitte ich immer einen Mitreisenden, mich darin zu bestärken, dass ich bis Frankfurt Oder fahre und nicht vorher aussteige. Es fällt mir leichter, wenn mir jemand hilft, wenn ich in Gesellschaft bin. Würden Sie das für mich tun? Sonst frage ich jemand anders. Kein Problem.“

„Hm“, meint Franziska. Alles ist so sonderbar. Sie schaut auf das grünlich-rosafarbene eingeschweißte Dokument, das der Mann ihr

entgegenhält. Das Foto zeigt einen älteren Herrn mit graumeliertem Haar, weißem Schnurrbart, altmodischer Brille und scheuem Lächeln.

Der Zug verlangsamt seine Fahrt und nähert sich dem Bahnhof Friedrichstraße. Der Mann sitzt entgegen der Fahrtrichtung, jetzt bemerkt er den kommenden Halt. Seine Beine beginnen zu wippen und es macht Franziska nervös. Noch einmal schaut sie auf den Ausweis, um den Namen des Mannes zu lesen. Günter Wilke.

Seine Würde verliert man in dem Moment ... so geht es ihr in einem flatternden Gedanken durch den Kopf und sie trifft eine Entscheidung:

„Also gut, Herr Wilke, ich helfe Ihnen. Bleiben Sie ganz ruhig.“

Aus den Lautsprechern ertönt die Durchsage: „Wir erreichen in wenigen Minuten den Bahnhof Berlin-Friedrichstraße. Bitte in Fahrtrichtung links aussteigen.“

Zuckungen überfliegen das Gesicht des Mannes, er dreht sich um, mustert die ausstiegsbereiten Menschen, einmal erhebt er sich kurz, fahrig und gequält in seinen Bewegungen, doch er nimmt wieder Platz und Franziska spricht ihn an: „Herr Wilke, Sie müssen noch weiter fahren. Das hier ist erst Friedrichstraße. Sie wollen doch nach Frankfurt Oder!“

„Ich weiß, ja, Frankfurt Oder, danke.“

Schnell überschlägt sie die Stationen bis Frankfurt Oder auf dem an der Waggonwand angebrachten Monitor. Alexanderplatz. Ostbahnhof. Ostkreuz. Erkner. Fangschleuse. Hangelsberg. Fürstenwalde. Das wird eine beschwerliche Fahrt.

„Sie müssen noch sieben Stationen sitzen bleiben. Erst beim achten Halt sind Sie da!“

Der Regionalexpress kommt mit quietschenden Bremsen zum Stehen und der Mann beginnt, heftig zu zittern. Franziska

beobachtet ihn besorgt: „Alles in Ordnung, Herr Wilke? Entspannen Sie sich bitte. Ich bin bei Ihnen. Es gibt keinen Grund zur Unruhe.“

Passagiere strömen aus dem Zug, neue Mitreisende betreten den Waggon und suchen nach freien Sitzen. Die Plätze neben Franziska und Herrn Wilke bleiben leer.

„Sehen Sie, wir bleiben hier für uns, einfach nur das ganz normale Kommen und Gehen. Gleich geht's weiter.“

Endlich ein Signalton, gefolgt von der Durchsage: „Türen schließen automatisch, bitte Vorsicht bei der Abfahrt des Zuges.“

Die Türen schließen sich, der Regionalexpress fährt wieder an.

Sie atmet auf, die Anspannung weicht, mitfühlend betrachtet sie ihr Gegenüber: „Haben Sie das schon immer?“

Der Mann schüttelt erschöpft den Kopf. Der Zug überquert die Museumsinsel, huscht zwischen den Prachtbauten von Bode-Museum und Pergamonmuseum hindurch, die beleuchtete Spree glitzert unter ihnen. „Es hat sich in den letzten zehn Jahren entwickelt. Immer fliehen wollen. Dem Druck entkommen. Der Trieb wegzulaufen ist so stark, dagegen komme ich nicht an. Ich habe deswegen sogar meinen Job verloren.“

„Woher kommt denn so was?“

„Das weiß man nicht genau. Alle sagen immer, ein Trauma.“

„Und was für eins?“

„Vielleicht aus meiner Kindheit. Ich kann mich aber an nichts bestimmtes erinnern.“

„Kann man denn gar nichts dagegen tun? Vielleicht eine Therapie, damit man herausfindet, woher die Angst kommt?“

„Die Krankenkasse bezahlt das nicht. Also müsste ich selbst dafür aufkommen, aber ich habe kein Geld. Komme gerade so mit meiner Frührente aus.“

„Und Medikamente?“

„Es gab Tabletten. Sie haben zwar geholfen, aber ich habe sie nicht getragen. Ich war benommen und habe mich die ganze Zeit übergeben, auch Magenprobleme bekommen, da musste ich alles wieder absetzen.“

„Das tut mir leid. Das ist ja wirklich kompliziert. Ich kann Sie bis nach Fürstenwalde begleiten. Dort muss ich selbst aussteigen. Wenn Sie einfach in der Bahn sitzen bleiben, kommen Sie ohne Probleme allein weiter, und die nächste Station ist dann Frankfurt Oder.“

„Vielen Dank. Das ist sehr freundlich von Ihnen.“

Nachdem der Regionalexpress den Hackeschen Markt ohne Halt passiert hat, nähert er sich dem Alexanderplatz. Zur Rechten über ihnen die Kugel des Fernsehturms. Im Quergleis unter ihnen nimmt die Tram Anlauf für ihre Fahrt in den Prenzlauer Berg, gesäumt von der mit Autos übervollen Karl-Liebknecht-Straße. Verwischte Menschen am Gleis des Bahnhofs. Tauben umflattern den Zug, als dieser unter die stahlgläserne Kuppel der Station gleitet.

Günter Wilke beginnt, unablässig seine Jackentaschen zu kontrollieren, setzt seine Mütze auf und wieder ab, macht ruckartige Anstalten, sich zu erheben. Drei Jugendliche, die bereits am Ausgang des Waggons stehen, bemerken sein Verhalten, ahmen seine Bewegungen nach und lachen.

„Herr Wilke, das hier ist erst Alexanderplatz. Sie müssen weiterfahren, Sie wollen doch nach Frankfurt Oder!“

„Ja, ich weiß, aber ... “

Der Zug hält und spuckt Hunderte von Reisenden in den Trubel des Bahnhofs. Ungeduldig stehen die Trauben der Zusteigenden

links und rechts der Türen, kaum die letzten Aussteigenden abwartend.

„Herr Wilke, bitte bleiben Sie hier bei mir!“ Franziska hält den Mann, der sich erhoben hat und in den Gang treten will, behutsam an seiner Jacke fest. „Sie sind noch nicht da! Hier ist nicht Frankfurt Oder!“

Kurz scheint es, als wolle sich Günter Wilke mit einem Ruck losreißen. Franziska schaut ihm fest in die Augen, lächelt und schüttelt langsam den Kopf: „Bleiben Sie hier, Herr Wilke!“

Sie ist sich bewusst, dass sie ihn nicht halten könnte, wenn er den Zug verlassen will. „Sie müssen noch weiterfahren“, meint sie sanft und endlich resigniert der Mann. Er fällt auf seinen Sitz zurück, während die Türen zugleiten.

Der Zug fährt an und passiert langsam das von Shoppnern umschwirrte Alexa Einkaufszentrum.

Franziska beobachtet, wie Günter Wilke tief durchatmet, langsam wieder zur Ruhe kommt. Vielleicht wäre es gut, das Gespräch weiter zu führen, das würde ihm vermutlich gut tun: „Haben Sie eine Familie? Frau oder Kinder?“

„Ich hatte mal eine Frau. Aber bin geschieden, lange her. Meine Eltern sind tot. Meinen Bruder habe ich noch. Die Fahrten zu ihm strengen mich an. Aber ich muss ihn doch besuchen, weil es ihm nicht gut geht. Er hat Blutkrebs.“

„Wie furchtbar. Sie haben es wirklich nicht leicht.“

„Ja, könnte besser sein. Aber jeder hat sein Päckchen zu tragen.“

Günter Wilke zuckt mit den Achseln und meint bedauernd: „Tut mir leid, dass es so schwierig mit mir ist. Versperren Sie mir einfach den Weg, am besten mit Ihren Beinen, und machen Sie sich möglichst breit. Dann komme ich nicht an Ihnen vorbei.“

„Im Ernst?“

Er nickt, während der Zug in Höhe der Jannowitzbrücke die Spree erreicht und am Nordufer entlangrollt: „Das klappt dann schon.“

Der Regionalexpress 3191 fährt in den Ostbahnhof ein, passiert einige haltende ICE-Züge und kommt schließlich zum Stehen. Franziska rutscht auf dem Sitz nach vorn und versucht, mit ihren Beinen den Durchgang für Günter Wilke zu versperren. Außerdem stellt sie ihre Tasche auf die Knie, als wolle sie eine Mauer bauen für den Mann, dessen Ringen mit seinen Zwängen zu ihrem eigenen Kampf geworden ist.

Im Ostbahnhof jedoch ist Günter Wilke erstaunlich ruhig. Überrascht stellte Franziska fest, dass der Mann keinerlei Anstalten macht, aufzustehen, als sich die Türen öffnen und weitere Fahrgäste zusteigen. Mit geschlossenen Augen konzentriert er sich auf seinen inneren Aufruhr und atmet tief durch. Schweißperlen glitzern auf seiner Stirn.

Als der Zug weiterfährt, stellt sie fest: „Sie sind an dieser Station so besonnen geblieben.“

„Ich kann mich manchmal besser fokussieren, aber es ist sehr anstrengend. Es klingt seltsam, ich weiß, aber es hilft mir auch, wenn ein ICE neben uns steht. Es beruhigt mich.“

„Das ist ja merkwürdig! Woran liegt das?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sind Sie schon mal mit einem ICE gefahren?“

„Nein, noch nie. Vielleicht sind es einfach nur die Farben.“

Franziska fragt sich, ob sie der Situation noch gewachsen ist. Über den Gang hinweg, zu ihrer Rechten, sitzt ein junger Mann, der einen Monteur-Overall trägt. Zwischen seinen Füßen eine Plastiktüte. Er trinkt Büchsenbier. Sie spricht ihn an.

Als er seinen linken Kopfhörer aus der Ohrmuschel zieht, hört Franziska den harten Techno. „Wat denn?“

„Entschuldigung, können Sie mir helfen? Dieser Mann braucht Hilfe. Er möchte bis nach Frankfurt Oder fahren, aber er will immer schon vorher aussteigen.“

Der junge Mann versteht kein Wort, das ist seiner stumpfen Miene anzusehen: „Wat is los? Willste mir verarschen?“

„Nein, wirklich, der Mann möchte, dass wir ihn am Aussteigen hindern. Er hat einen inneren Zwang. Es ist eine Krankheit. Er braucht Hilfe.“

Verächtlich trinkt der Mann aus seiner Büchse und rülpst: „Janz ehrlich, von mir aus kann der Spinner sich jehackt legen.“

„Sie sollen ihn doch nur ein bisschen festhalten, falls er nervös wird! Ist das denn zuviel verlangt?“

„Weeßte, ick hatte oochn langen Tag. Ick spiel hier bestimmt nich die Nanny von nem Psycho!“

„Aber wenn er doch Hilfe braucht ... “

„Der soll sich zusammenreißen, sonst jibt’s Lack!“

Der junge Mann steckt seinen Kopfhörer wieder ins Ohr.

Franziska spricht einen weiteren Reisenden an, der ihre Unterhaltung verfolgt hat. Doch der ältere Mann wehrt gleich ab: „Lassen Sie mal, junge Frau, hab auch keine Lust, mir eine zu fangen. Kann ja passieren, wenn man den festhält und der dann durchdreht. Haut einem noch nen Zahn raus. Dankt einem keiner.“

Andere Reisende bleiben teilnahmslos, obwohl sie die Gespräche ebenfalls sehr wohl vernommen haben. Sie ist wie erstarrt, so sehr haben sie die rüden Antworten getroffen. Es rumort in ihr. Gedanken stolpern übereinander. Manchmal fühlt sich alles so krank an.

Jeder Mensch ist wertvoll, stimmt das wirklich? Oder machen ihn erst seine Werte zum Menschen? Keine Werte, keine Würde – als wenn das alles so einfach wäre.

Der Bahnhof Ostkreuz kommt in Sicht. Zur Linken die Gleise der Ringbahn, die sich auf der unteren Ebene mit ihrer Richtung kreuzen.

Günter Wilke hat die Situation mitverfolgt. Jetzt, als sich ihre Blicke wieder begegnen, zuckt er verlegen mit den Schultern: „Tut mir wirklich leid. Der ganze Stress, den Sie haben. Und das alles wegen mir. Sie müssen mir nicht helfen, ich –“

„Doch! Jetzt will ich es auch schaffen! Kann doch nicht sein, da reden wir die ganze Zeit von Würde und von wegen *man muss was tun, sich engagieren*, und dann kommen wir hier beide in so einen Scheiß!“

„Wir haben doch gar nicht über Würde gesprochen.“

„Nicht wir. Aber ich. Heute im Büro.“

Er lächelt zaghaft: „Ach so. Ich danke Ihnen, dass Sie mir helfen. Das ist schön. Und ich versuche mein Bestes. Halten Sie einfach Ihre Beine wieder so, dass ich nicht daran vorbeikomme. Dann sollte es schon klappen.“

Sie nickt dankbar: „Das mache ich. Und immerhin haben wir schon drei Stationen miteinander geschafft.“

Im Bahnhof Ostkreuz wird es wieder anstrengender. Günter Wilke versucht, sich an ihr vorbeizudrängen. Mit seinen Knien drückt er gegen ihre Beine. Langsam und behutsam, aber Zentimeter für Zentimeter. Sein Gesicht ist dabei gerötet, als schämte er sich, und er schaut auf den Boden.

Franziska redet auf ihn ein: „Lassen Sie das bitte, Herr Wilke. Wir sind noch nicht am Ziel. Das ist nicht Frankfurt Oder, Sie müssen weiterfahren!“

Sie spürt, dass ihn nur noch ein minimaler innerer Widerstand davon abhält, sich rigoros einen Weg zu bahnen. Würde er es darauf anlegen, hätte sie keine Chance, ihn zu stoppen.

Eine ältere, kurz zuvor zugestiegene Frau, die hinter Franziska sitzt, beäugt Günter Wilke misstrauisch: „Was ist denn da los bei Ihnen? Belästigt der Mann Sie?“

„Nein, es ist alles in Ordnung. Aber der Mann braucht Hilfe. Können Sie mir vielleicht helfen, ihn festzuhalten, wenn er aussteigen will?“

„Lassen Sie den Mann doch aussteigen, wenn er das will!“

„Aber er will es ja gar nicht.“

„Eben sagten Sie, er will aussteigen!“

„Nein. Sein Ziel ist Frankfurt Oder, aber eine innere Stimme sagt ihm, dass er vorher aussteigen soll. Es ist eine Zwangsstörung.“

„Eine innere Stimme? Junge Frau, dann sollten Sie ihn erst recht aussteigen lassen. Nicht, dass er Ihnen oder uns allen hier noch etwas antut.“

„Keine Sorge“, versucht Herr Wilke zu beruhigen, „ich bin keine Gefahr.“

Er steht immer noch schwankend zwischen den Sitzbänken und die alte Dame mustert ihn ebenso geringschätzig wie furchtsam: „Das sagen sie alle. Ich werde Sie bestimmt nicht am Aussteigen hindern.“

Sie wendet sich erneut an Franziska: „Und Sie sollten es auch nicht tun!“

„Wenn Sie dem Mann und mir nicht helfen möchten, kann ich auf Ihre Ratschläge gut verzichten.“

Schnippisch dreht sich die Frau um, schimpft über ihre Schulter: „Bitte sehr, ich habe es nur gut gemeint! Sie werden schon sehen, was sie davon haben.“

Die Türen gleiten endlich zu und Günter Wilke fällt auf seinen Sitzplatz zurück. Der Zug beschleunigt und durchfährt ohne Halt die Stationen Karlshorst, Wuhlheide, Köpenick. Hirschgarten und

Friedrichshagen schließen sich an. Die Stadt löst sich in immer mehr Grün auf, Berlin entschwindet, ihr Moloch, in den sie täglich eintauchen muss. Wie immer spürt sie die Ruhe, die in ihr hinter der Betongrenze wächst, heute jedoch nur als indifferenten Anflug, denn zu anstrengend ist diese Fahrt.

Mit Freunden hatte sie letzten Sommer beim gemeinsamen Grillen neugierdehalber das Smartphone gezückt und nachgeschaut, woher der Begriff des Molochs stammt. Die Neugier war schnell einem Grusel gewichen. Der Moloch aus der Bibel, ein Ritus, bei dem man Kinder durch Verbrennen opfert.

„Wie geht es Ihnen jetzt, Herr Wilke?“

„Alles in Ordnung.“

Franziska lächelt ihn an: „Wir sind schon recht weit gekommen. Es wird ländlicher. Hier fällt Berlin von uns ab. Viel weniger Hektik, dafür die schöne Natur.“

Der Regionalexpress durchquert die Wälder nördlich des Großen Müggelsees.

„Nur noch Erkner, Fangschleuse, Hangelsberg und Fürstenwalde überstehen, dann haben Sie es geschafft!“

Franziska freut sich über ihren Erfolg und Günter Wilke lächelt zum ersten Mal zuversichtlicher: „Dank Ihnen!“

Sie durchfahren den S-Bahnhof Rahnsdorf. Dahinter Wilhelmshagen, ebenfalls Durchfahrt ohne Stopp. Franziska wappnet sich für den nächsten Halt, indem sie ihre Beine in den Raum zwischen den Sitzbänken stellt: „Jetzt kommt gleich Erkner. Wie fühlen Sie sich?“

„Danke, gut.“

Als die Türen sich öffnen, springt Herr Wilke ohne Vorwarnung auf und drückt Franziskas Beine fort, abrupt und mit Wucht. Sie verliert ihren Halt, rutscht von der Bank und schlägt hart auf.

Andere Passagiere schimpfen empört hinter dem stürmenden Mann her, der wie ein Getriebener alle Umstehenden aus dem Weg drängt, mit wenigen Sätzen die Tür erreicht und im Dunkel des Bahnhofs verschwindet.

Franziska hockt benommen im Mittelgang des Zuges. Zwei Mitreisende helfen ihr auf. Sie setzt sich wieder auf ihren Platz. Ihre Hüfte schmerzt. Die ältere Frau, die noch immer hinter ihr sitzt, nickt befriedigt: „Sehen Sie! Ich hab’s Ihnen doch gleich gesagt!“

Franziska schaut aus dem Fenster ins Regendunkel.

Niemand kommt gegen seine Zwänge an, heißt es, aber stimmt das? Wo ist Günter Wilke jetzt? Ist er überhaupt zurechnungsfähig? Andererseits – er wirkte ganz orientiert. Er würde doch wohl kaum vor einen anderen Zug springen.

Und nun? Sie hatte Verantwortung für ihn übernommen und versagt, fühlte sich gedemütigt und war enttäuscht von sich. Sie hätte resoluter sein sollen, doch andererseits, einen körperlich überlegenen Menschen festhalten, zwar zu seinem Besten, aber doch gegen seinen physischen Willen, alles war so entsetzlich verquer ... War das jetzt Würde? Mit dem Hintern auf dem schmutzigen Bahnboden zu landen? So wird der IT-ler es nicht gemeint haben.

Günter Wilkes Mütze liegt noch auf dem Sitz. Sie nimmt sie an sich, stopft sie in ihre Manteltasche. Kaum mehr als eine Minute ist seit der Ankunft in Erkner vergangen. Die obligatorische Durchsage: „Türen schließen automatisch, bitte Vorsicht bei der Abfahrt des Zuges.“

Kurz bevor die Tür schließt, greift Franziska nach ihrer Tasche, springt vom Sitz auf und schlängelt sich im letzten Moment durch die zugleitende Tür. Der Zug fährt ohne sie weiter.

Erkner. Zum ersten Mal ist sie hier ausgestiegen, wegen eines Mannes, den sie nicht kennt. Der Bahnsteig leert sich rasch. Die meisten Menschen sind bereits verschwunden. Keine Spur von Günter Wilke.

Unschlüssig geht sie bis zum Ende des Bahnsteigs, dem abfahrenden Zug hinterher, bis die Plattform an einem Eisengitter endet. Vor ihr funkelt entlang des bewaldeten Ufers schwarz das Wasser des Kanals, der Flakensee und Dämeritzsee miteinander verbindet. Niemand hier außer ihr. Sie kehrt um und läuft zum anderen Ende des Bahnsteigs. Dort verlustiert sich unter einem Regenschirm ein knutschendes Pärchen auf einer Bank. Schließlich eilt sie hinunter in die Bahnhofshalle und sucht zwischen China-Imbiss, Kiosk und Fahrkartenautomaten nach dem Mann, der sich nicht aufhalten ließ. Sie tritt vor den Bahnhof und läuft ziellos umher. Vielleicht könnte sie ihn auf dem Parkplatz zwischen den Fahrzeugen entdecken – nein. Ein kurzer Blick in den angrenzenden Park, von dort geht sie zu den Gleisen zurück und läuft auch den Bahnsteig auf der Gegenfahrbahn ab.

Sie hat nicht das Gefühl, als wäre viel Zeit vergangen, doch während sie noch nach ihm sucht, verpasst sie ihre nächste mögliche Verbindung einer S-Bahn nach Fürstenwalde. Frustriert kehrt sie zurück zum Bahnsteig, an dem sie ausgestiegen ist. Warten bis zum nächsten Zug. Sie setzt sich auf eine Bank.

Der Wind pfeift um ihre Beine. Sprühregen weht unter das Dach, Kälte kriecht unter ihren Mantel. Sie beginnt zu weinen, einfach so, die Tränen schießen aus ihren Augen, der gesamte Stress, der gesamte Weg, der gesamte beschissene Tag. Und jetzt noch die Ungewissheit, was mit dem ihr eigentlich Fremden geschah.

Sie könnte sich nach Günter Wilke in Frankfurt Oder erkundigen. Vielleicht bei der Behörde nachfragen, die zuständig für die

Ausstellung von Schwerbehindertenausweisen ist. Mit etwas Glück würde sie vielleicht seine Adresse herausbekommen. Dann könnte sie ihn fragen, wie es ihm ergangen ist. Sie könnte ihm seine Mütze wiedergeben. Ihm helfen, sie kennt doch da eine kirchliche Beratungsstelle, die vielleicht unentgeltlich beraten kann. Oder würde der Mann dann denken, dass sie spinnt? Mit ihrem Ärmel wischt sie die Tränen fort.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Sie blickt auf. Vor ihr steht ein Mann in Uniform, ein Schaffner. Er raucht und zeigt auf den Zugzielanzeiger über ihnen: „Fahren Sie auch mit dem Nächsten?“

„Ja.“ Sie unterdrückt ihr Weinen. Es ist ihr unangenehm vor einem Unbekannten.

Der Mann bietet ihr ein Papiertaschentuch an: „Ich fahre jetzt bis nach Frankfurt Oder. Dort beginnt meine Schicht. Der Regio nach Magdeburg über Genthin und Burg.“

Sie greift nach dem Taschentuch und putzt ihre Nase: „Vielen Dank.“

„Wir haben ja alle mal Kummer“, sagt der Schaffner.

„Es ist, es war ... Ich habe vorhin einen Mann im Zug erlebt, der hier den Bahnhof verlassen hat. Dabei wollte er eigentlich nach Frankfurt Oder. Er hatte eine Zwangsstörung. Ein älterer Mann, etwas untersetzt, mit weißem Schnurrbart. Ich bin auch ausgestiegen, weil ich dachte, dass ich ihn im Bahnhof wiederfinden kann. Haben Sie ihn gesehen?“

„Nein, leider nicht.“

„Er tat mir leid. Dabei kannte ich ihn gar nicht. Es war eine anstrengende Zugfahrt. Und geholfen hat mir auch keiner. Das war alles so – unwürdig ... “

„Würde, na, das ist ein großes Wort. Muss man sich heutzutage erst mal leisten können. Die Leute haben alle zu wenig Zeit. Jeder denkt zuerst an sich. Manchmal denke ich, dass es mit den Menschen wie mit den Zügen ist. Es ist der Taktfahrplan, der sie fertig macht. Zu viel Druck. Früher verkehrte auf einem Gleis ein Zug pro Stunde. Heute sind es drei, fünf oder zehn Züge. Dadurch haben die Züge größeren Verschleiß und müssen intensiver gewartet werden. Auch bei uns Menschen muss immer alles schneller gehen, deshalb gehen auch immer mehr kaputt. Die Würde, von der Sie sprechen – die bleibt dabei im wahrsten Sinne des Wortes auf der Strecke.“

„Jeder ist in seinem Hamsterrad.“

„Manche sind robuster, manche empfindlicher. Schauen Sie sich mal die Reisenden an. Die meisten knallen sich mit Musik zu oder daddeln auf ihren Handys rum. Ich war auch immer gehetzt. Schichtdienst, wenig Schlaf, und angepöbelt wird man auch immer mehr. Dann hatte ich eine längere Pause, zwangsläufig. Burn-Out, nix ging mehr. Da macht man sich so seine Gedanken. Lassen Sie es nicht zu sehr an sich ran.“

Er schaut auf die Anzeigetafel, nimmt einen letzten Zug und seufzt:

„Wenn jeder immer nur an sich denkt, ist es ja kein Wunder, dass keiner hilft.“

„Sie haben mir gerade geholfen. Vielen Dank.“

„Gern geschehen.“

Der Schaffner drückt seine Zigarette in einem Aschenbecher aus:

„Der Zug kommt. Gute Fahrt.“

„Ihnen auch.“

Als der Express einfährt, steht Franziska auf, streicht ihren Mantel glatt und steigt ein. Fangschleuse. Hangelsberg. Sie erreicht den Bahnhof von Fürstenwalde. Ein fahrbereiter Bus steht bereit, doch

lieber geht sie die Strecke zu ihrem Haus zu Fuß, sie braucht noch einige Schritte, um ihre Gedanken zu ordnen.

Als sie die Tür öffnet, springen ihre beiden Kinder ihr fröhlich entgegen. Ihr Mann kommt aus der Küche, gibt ihr einen Kuss und hilft ihr aus dem Mantel: „Wir warten schon eine ganze Weile mit dem Essen auf dich. Ist was passiert?“

„Ich hab eine Bahn verpasst und bin dann vom Bahnhof aus gelaufen. Brauchte ein bisschen Zeit für mich. Die Fahrt war furchtbar.“

„Furchtbarer als sonst? Warum denn?“

„Weil die Verrückten die Normalen sind und die Normalen die Verrückten.“

„Warum hast du nicht angerufen? Ich hätte dich doch abgeholt.“

„Ich brauchte etwas Zeit für mich.“

„Hast du geweint? Ist wirklich alles gut? Was genau ist passiert?“

„Ich habe mich für jemanden eingesetzt.“

„Wie das? Das klingt ja spannend. Hat es sich gelohnt?“

Franziska zuckt mit den Achseln. „Eigentlich war alles vergebens.“

Doch dann, zum ersten Mal, erhellt sich ihre Miene wieder etwas und sie ergänzt: „Jetzt fühlt es sich trotzdem gut an.“

„Erzähl's uns beim Essen.“

„Mache ich, kleinen Moment noch.“

Aus ihrer Manteltasche nimmt sie die Mütze von Günter Wilke und legt sie neben ihren Schlüsselbund.

„Wem gehört denn die Mütze?“

„Jemandem, dem ich gerne helfen – würde.“